

SIMONA BALDELLI
Die geheimnisvolle Freundin

Weitere Titel der Autorin:

Die Rebellion der Alfonsina Strada

SIMONA BALDELLI

**DIE
GEHEIMNISVOLLE
FREUNDIN**

ROMAN

Übersetzung aus dem Italienischen
von Elisa Harnischmacher

eichborn



Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Eichborn Verlag

Titel der italienischen Originalausgabe:
»Il pozzo delle bambole«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2023 by Simona Baldelli
Dieses Werk wurde vermittelt durch
die Literarische Agentur Michael Gaeb, Berlin, zusammen
mit der Walkabout Literary Agency, Rom.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2024 by
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text-
und Data-Mining bleiben vorbehalten.

Textredaktion: Christina Neiske, Haldenwang
Umschlaggestaltung: Manuela Städele-Monverde
Einband-/Umschlagmotiv: © by Archivio Cameraphoto Epoche /AKG Images
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Gesetzt aus der Warnock
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-8479-0179-2

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter eichborn.de

DIE AUSGESCHLOSSENEN

Was war eigentlich so furchterregend im Dunkel?

Die Nacht war ein stetiger Chor aus Seufzern, Wehklagen und kissenerstickten Schluchzern.

Es begann gleich nachdem das Licht gelöscht wurde. Sobald nach der Kontrolle das Klirren von Schwester Ortensias Schlüsselbund und ihre sich entfernenden Schritte verklungen waren, erhob sich klägliches Weinen aus der Ecke, in der die Kleinsten und die Neuen schliefen.

Abend für Abend bündelten sich Schmerz und Einsamkeit über den Betten des Mädchenschlafsaals, bis die Wände sie nicht mehr einzudämmen vermochten, dann schwebte das Raunen in die Flure hinaus, wo es mit dem Klagen der Jungen verschmolz – die keinesfalls weniger weinen – und sich zu einem tränenerstickten Nebel verdichtete. Das Dunkel ist das Reich der Einsamkeit.

Es brauchte schon ein hartes Herz, damit es einen nicht zerriss.

Doch wohin entschwand dieser leidklagende Nebel? Schon im ersten Morgengrauen war er verschwunden. Keine Spur mehr in den Zimmern, den Waschräumen, auf den Treppen hinauf zu den Schlafsälen oder denen hinunter zur Waschküche und den Lagerräumen, oder noch weiter abwärts in die fensterlosen Kellergänge, zu denen nur die Oberin und wenige andere Zutritt hatten. Nein, bis nach dort unten konnte er nicht gelangen, nicht in diese lichtlosen Stollen ohne irgendeinen Weg hinaus. Vielleicht glitt der Klageschleier unter dem Tor hinaus, wo im Winter der eisige Wind eindrang und unter

die Haut und in die Knochen kroch. Oder er entkam durch die Eisenstäbe vor den Fenstern und verflüchtigte sich auf dem Weg von der Stadt in die umliegenden Berge.

Nina verstand nicht, was es bei hereinbrechender Dunkelheit zu weinen gab, und noch dazu waren einige der Kinder sogar größer als sie. Das Klagen brachte Nina um den Schlaf, und ein schwerer Stein legte sich ihr auf das Herz, der sich am Morgen zu einer nur schwer beherrschbaren Unruhe auswuchs. Manchmal schloss sie sich im Waschraum ein oder lief so weit wie möglich fort vom Hof und schrie, was ihre Stimmbänder hergaben, um nicht zu platzen.

»Was haben sie denn zu jammern?«, hatte sie Schwester Immacolata gefragt, die Einzige, die sich ein wenig Zeit für die Kinder nahm.

»Sie vermissen ihre Mamas«, hatte diese geantwortet, »ihr Zuhause, ihr vorheriges Leben. Dinge, die du nicht kennst.«

Nein, diese Dinge kannte Nina nicht. Sie gehörten der Welt außerhalb an. Einer Welt aus Häusern und Häuschen; einige ganz normal, andere unschön oder auffällig, nur wenige wirklich hübsch mit von einem angestrichenen Zaun eingehegten Gärten, ein wenig abseits vom Zentrum, in Gegenden, in denen die Straßen schön glatt waren und die Bäume so grün glänzten, als hätte man sie soeben eingepflanzt. Dort lebten Menschen in kleinen Gruppen. Nicht so wie die Kinder und Nonnen hier drinnen, die insgesamt an die sechzig zählten. Aber das Waisenhaus war ja schließlich eines der größten Gebäude der Stadt, also war es auch normal, dass dort drinnen viele wohnten.

Die Kinder waren in zwei Gruppen aufgeteilt: Jungen und Mädchen, und ihrerseits noch mal in Waisen und Findelkinder. Auf den ersten Blick wurden alle gleich behandelt, aber ein genaueres Hinsehen zeigte rasch, dass dem nicht so war.

Die Nonnen sprachen weniger harsch mit den Waisen und hielten so manchen sanften Blick für sie bereit, fast als wollten sie etwas gutmachen. Die anderen Kinder hingegen mussten für eine tröstende Geste schon einen Diebstahl oder Tritt der größeren hinnehmen. Dann umringten die Kameraden das Opfer mitfühlend, eine Nonne strich ihm über die Wange und murmelte etwas Aufmunterndes.

»Na komm, wenn du groß bist, wirst du dich nicht mehr daran erinnern.« Oder: »Vergib das Unrecht, das du erlitten hast, wie der Herr den Bösen vergibt.«

Aber schon fünf Minuten später verlor sich jegliches Mitgefühl im Blick der Nonne und denen der Kameraden, und man war wieder die gleiche Elendsgestalt wie zuvor.

Die Waisen, vor allem diejenigen, die beide Elternteile verloren hatten, umgab ein geheimnisvoller Schutz, wie der Schild des Heiligen Geistes. Hatten sie einen Streich ausgeheckt oder wollten die Freitagssuppe nicht essen, sauste die Rute der Nonnen weniger heftig auf ihre Köpfe hinab oder schlug gleich knapp daneben auf den Tisch. Die Waisen hatte das Unglück per Zufall ereilt, oder weil Gott es so gewollt hatte.

Den Findelkindern hingegen, deren Unglück die eigenen liederlichen Eltern, vor allem die Mütter, verschuldet hatten, half kein Heiliger Geist. Wie eine Last wirkte ihre Anwesen-

heit, die beständig an etwas erinnerte, das vergessen gehörte. Bei weiblichen Findlingen war es noch schlimmer: Die Sünde hatte sich auf sie vererbt und lebte in ihnen weiter.

Marcella, die schon dreizehn Jahre alt war und im Saal der Großen schlief, wusste auch, warum: »Aus Mädchen werden Signorine. Und Signorine können plötzlich mit dickem Bauch dastehen.«

Was redete sie da von dicken Bäuchen, wo doch hier drinnen Schmalhans Küchenmeister war? Das wollte Nina nicht in den Kopf, sosehr sie sich auch bemühte, es zu verstehen, denn sie gehörte der unglücklichsten Gruppe an: Mädchen und Findelkind.

Während die Findelkinder sich in ihrer Art alle ähnelten und kein anderes Leben als das im Waisenhaus kannten, unterschieden sich die Waisenkinder eines vom anderen. Sie hatten eigene Erinnerungen und unterschiedliche Nachnamen, nicht etwa wie die Kinder, die heimlich in der Drehlade abgelegt worden waren und alle Esposito oder Diotallevi oder Servodidio hießen. Einige der Waisenkinder ließen die Findlinge freigiebig an dem bunten Leben und den immer tolleren Geschichten dort draußen teilhaben. Wenn sie erst mit sechs oder noch älter ins Waisenhaus gekommen waren, dann kannten sie Geschichten ferner Länder von Königen, Prinzen und Prinzessinnen. *Märchen* nannten sie die, und sie sagten, ihre Mamas oder Omas hätten sie ihnen erzählt. In diesen Märchenreichen war das Leben immer herrlich, und – wie viel Unglück auch geschehen mochte – am Ende wurde alles gut, und alle lebten glücklich und zufrieden. Nach der abendlichen Kontrolle riefen die Waisenkinder, wenn ihnen danach war, die kleinsten Findelkinder zu sich und begannen mit *Es war einmal*. Es war wirklich schade, dass solche Dinge nur in ferner Vergangenheit geschehen waren.

Im Dunkel aber waren es die Waisenkinder, die ihre nächtliche Klage anstimmten. Die Findelkinder waren aus anderem Holz geschnitzt.

Niemand hatte die Findelkinder je gewollt.

Deren Eltern hatten sie sich ja gleich vom Halse geschafft. Normalerweise wurden sie vor einer Kirche ausgesetzt oder aber in einer Drehlade am Waisenhaus. Einige wenige lagen in reizenden handgearbeiteten Körbchen, eingewickelt in Leinentücher, die eine goldene Sicherheitsnadel zusammenhielt, ein spitzenbesetztes Mützchen auf dem Kopf und warm gehalten von einem Wolldeckchen. Bei solchen Säuglingen fand sich ein Beutel mit Wechselkleidern, ein Umschlag mit etwas Geld und ein Brief, in dem darum gebeten wurde, das Kind aus christlicher Nächstenliebe aufzunehmen.

Meistens aber waren die Findelkinder einfach nur mehr schlecht als recht in eine alte Decke gehüllt.

Nina war ohne jeden Schnickschnack im Morgengrauen des zweiten Dezember im Jahr nach Kriegsende ausgesetzt worden. Man hatte sie dem seligen Giovanni – Jan – von Ruysbroeck zu Ehren getauft, einem der Heiligen, derer man an diesem Tag gedachte. Die anderen Heiligen waren Bibiana, Silverio, Raffaele, Maria Angela, Cromazio und Abacuc. Letzterer war einer der Propheten und Heiligen, deren riesige Statuen die Basilika della Madonna del Ponte schmückten. Für die Oberin war dies ein Zeichen der Jungfrau Maria, und sie wollte den Findling unbedingt auf diesen Namen taufen lassen. Es wurden zahlreiche weibliche Varianten vorgeschlagen wie Abaca, Abacuca, Abuca, doch keine stellte die Oberin zufrieden.

Da es aber Schwester Immacolata gewesen war, die das Kindchen gefunden hatte, widersetzte sie sich der Oberin, die

Namenswahl stehe schließlich ihr zu. Und ihr sei der Heilige Flame lieber, denn Giovanni bedeute »Gabe Gottes«, und das Kind sei doch ein Geschenk des Himmels, sagte sie. Und weil das Kindchen so zart war, verniedlichte sie den Namen Giovanna rasch in Giovannina, abgekürzt mit Nina, was zu dem kleinen frierenden Wesen, welches sie in ihre Obhut genommen hatte, viel besser passen wollte. Ein zusammengekrümmtes Etwas mit struppigem schwarzem Haar und dunklen Augen, die fast das ganze Gesicht einnahmen.

Schwester Immacolata war damals gerade einmal zwanzig Jahre alt und lebte erst seit wenigen Monaten im Waisenhaus. Vor Tagesanbruch war sie von ohrenbetäubendem Geschrei geweckt worden und hatte gleich gewusst, um was es sich da handelte. Mit wild pochendem Herzen, denn schließlich war es das erste Mal für sie, rannte sie zur Drehlade. Den Winzling im Arm lief sie zur Oberin, damit diese die Taufe gleich für diesen Morgen in die Wege leite, noch vor der Suche nach einer Amme. Denn das Baby hatte überall blaue Verfärbungen und glühte förmlich. Es war nicht unwahrscheinlich, dass der Herr es wieder zu sich nehmen würde, noch bevor es gesegnet wurde. Im Laufe der Jahre sollte Schwester Immacolata noch Dutzende solcher Bündel an sich nehmen, aber für keines fühlte sie sich so verantwortlich wie für diesen erst wenige Stunden alten Säugling.

Schwester Immacolata wirkte wie ein verwundetes Tier, sie bewegte sich hastig, wie auf der Flucht, und zog die Schultern zum Schutz wovor auch immer hoch bis zu den Ohren. Immer war sie als Erste zur Stelle, wenn ein Kind sich das Knie aufschlug oder in Tränen ausbrach. Sie wollte alle beschützen, vielleicht, um die Kinder für das erlittene Unglück zu entschädigen. Und um Nina war sie doppelt bemüht. Die Geschichte, wie sie Nina gefunden hatte, erzählte sie dem Kind während einer langen Krankheit etwa tausend Mal.

Das war einige Monate her, und Nina hatte währenddessen eine unerwartete Sonderbehandlung bekommen: ein Bettchen in einer Ecke ganz für sich allein, wo sie stetig von den Nonnen umsorgt wurde und dampfende Suppen bekam, obgleich sie nur wenige Löffelchen davon hinunterbrachte. Sie hatte befürchtet, es dafür mit der Rute auf die Handflächen zu bekommen, denn das geschah, wenn man im Speisesaal nicht aufaß. Doch in den Wochen, in denen sie getrennt von den anderen schlief, räumten die Nonnen die noch vollen Teller einfach mit einem betäubten ratlosen Lächeln ab. Der Heilige Geist wachte nun wohl auch über sie und beschützte sie vor Bestrafungen.

Angefangen hatte es wie eine ganz normale fiebrige Erkältung. Niemand dachte sich etwas dabei, denn Nina hatte es ständig an Bronchien und Lunge. Der März 1951 war ganz besonders kalt, ein nahezu winterlicher März, schon nach wenigen Minuten draußen fuhr einem die Kälte durch Mark und Bein.

Zehn Tage später hatte sie noch immer Fieber, und weder kalte Umschläge auf der Stirn noch heiße Brustwickel nützten irgendetwas. Sie bekam schlimmen Husten, bei dem ihre Lunge pfiß wie der Wind durch die Fensterläden. Zäher Schleim lagerte sich im Rachen ab, der sich verhärtete und zusammenzog, sodass weder Nahrung noch Luft einen Durchgang fanden. Jeder Atemzug klang, als stünde sie kurz vor dem Ersticken.

»Das ist Keuchhusten«, sagte der Arzt zu Schwester Brigida, die ihn zu der Kranken geführt hatte, »sie muss von den anderen Kindern separiert werden.«

»Wegen Husten?«

»Das ist kein einfacher Husten. Vielleicht habt Ihr schon mal etwas von Stickhusten gehört?«

Deshalb also hörte sich der Husten an, als würde man daran ersticken. Die Nonne bekreuzigte sich. »Herr im Himmel.«

»Wenn sie diese Woche übersteht, dann gibt es vielleicht noch Hoffnung.«

Man bereitete Nina ein Bett im Krankensaal hinter einem blütenweißen Leintuch als Vorhang. Das Fieber war so hoch, dass es nicht messbar war: Die Quecksilbersäule stieß bis ans Ende des Thermometers.

Die meiste Zeit verbrachte die Patientin in einem Dämmerzustand, durch den Bilder und Klänge nur wie durch einen Nebel zu ihr drangen. Bei vollem Bewusstsein war sie ausschließlich, wenn Schwester Immacolata mit der Penicillinspritze kam, eine umwickelte dampfende Schale in der Hand, in der sie die Spritze zuvor abgekocht hatte. Ninas Hintern war von Einstichen schon übersät, und die Nonne versuchte mit einigen sanften Klapsen, das Gewebe ein wenig weicher zu machen. Es brannte schlimm, und das hielt Nina wach, bis der Schmerz irgendwann nachließ und sie wieder in tiefen Schlaf fiel bis zur nächsten Spritze.

Schließlich tauchte sie aus ihrem Dämmer auf, denn gleich an ihrem Bett betete jemand murmelnd. Mit geschlossenen Augen und dem Rosenkranz in den Händen schaukelte Schwester Immacolata im Takt der Ave-Marias auf einem Stuhl sanft vor und zurück. Das Zimmer war voller weißer Flocken.

»Es schneit«, murmelte Nina. Oder träumte sie nur? Wie konnte es hier drinnen schneien?

Die Nonne hielt inne. »Was hast du gesagt?«

Nina fasste sich an den Hals. Es brannte noch immer, aber nicht mehr so schlimm, dass sie nicht hätte sprechen können. Sie zeigte auf die weißen Tupfen, die auf dem Bett tanzten. »Es schneit.«

»Das sind Pappelblüten. Hier ist inzwischen Frühling geworden.« Schwester Immacolata blickte sie mit Tränen in den Augen an, doch auf ihren Lippen erschien ein zufriedenes Lächeln.

Vollkommen gesund war Nina erst wieder Mitte Mai, aber in den langen Wochen der Genesung freute sie sich noch an ihrem ungestörten Schlafplatz, dem Wohlwollen der Nonnen und der nahezu ständigen Gesellschaft von Schwester Immacolata, die ihr pausenlos von jenem Morgen des zweiten Dezember 1946 erzählte. Und während sie Nina das Hemd wechselte oder sie fütterte, schmückte sie die Geschichte jedes Mal mit neuen Details aus. Die Schreie des Babys wurden immer schriller, das Haar störrischer und dunkler, der kleine Körper immer ausgezehrt.

Manchmal machte sie die Schreie nach, dann lachte Nina, bis ihr der Bauch wehtat. Eines Abends, als alle anderen bei der Vesper waren, erzählte Schwester Immacolata etwas, das sie zuvor nie erwähnt hatte. »Und als ich dich gewickelt habe, da habe ich ein kaffeefarbenes Muttermal unten an deinem Rücken entdeckt.«

»Wo unten?«

»Unten am Rücken.«

»Wo der Hintern anfängt?«

Schwester Immacolata unterdrückte ein Lachen. »Pst! Das sagt man nicht.«

»Aber da, oder?«

»Ja, auf der linken Seite.«

Sobald sie wieder gesund wäre, würde sie gleich nachsehen, ob dieses Fleckchen noch immer da war. »Warum heißt es Muttermal, und warum hat es die Farbe von Kaffee?«

»Als deine Mutter mit dir schwanger war, hatte sie wohl große Lust auf Kaffee.«

So erfuhr Nina zum ersten Mal etwas Greifbares über die Frau, von der sie damals in der Drehlade abgelegt worden war. Bis dahin war sie bloß eine abstrakte Figur gewesen, ohne Gesichtszüge oder Charakter, und schon gar nicht mit Gelüsten. Doch die Mutter hatte Lust auf Kaffee gehabt, und sie hatte

wohl allein gelebt, denn niemand hatte sich die Mühe gemacht, ihr einen zuzubereiten. Sonst wäre Nina ja nicht mit diesem Mal zwischen Rücken und Hintern geboren worden. Vielleicht hatte die Mutter ja ein ganz ähnliches Mal, von ihrer eigenen Mutter geerbt und immer so weiter, bis hin zur ersten Frau, die sich eine Tochter und einen Kaffee zugleich gewünscht hatte.

Von diesem Tag an stellte sie sich die Mutter mit einem dampfenden Tässchen in der Hand vor, den Blick in die Ferne gerichtet, während sie auf ihr Kind wartete. Aber woher sollte dieses Kind eigentlich kommen?

Am liebsten wäre Nina für immer isoliert hinter dem Vorhang geblieben. Sie hatte so viel Aufmerksamkeit bekommen, dass sie sich wirklich gemocht fühlte, und als der Arzt – der sich mehr als alle anderen über ihre Genesung wunderte – bei der letzten Untersuchung erklärte, sie könne nun wieder zu den anderen zurückkehren, verließ sie ihr Lager hinter dem Vorhang nur äußerst ungerne. Sie war fast glücklich dort gewesen.

Nach der Krankheit war Nina noch ausgezehrt, schwächer und blasser, schon die kleinste Windbö bescherte ihr eine Erkältung. Schwester Immacolata erklärte, sie sei so schwach auf der Brust, weil die Mutter sie nicht gestillt habe, was nötig sei, um gesund und stark zu werden. Die Amme, zu der Nina nach der Taufe gekommen war, habe für eine ausreichende Entlohnung vielleicht mehrere Kinder gleichzeitig stillen müssen und womöglich nicht genug Milch gehabt. Und die eisige Dezembernaut in der Drehlade habe dann ihren Teil dazu beigetragen. »Du solltest ganz einfach mehr essen«, sagte sie, »so kommst du wieder zu Kräften.«

Aber Nina wollte nicht zu Kräften kommen, warum sollte sie auch? Alles war ihr gleichgültig, auch sie selbst, außerdem war sie von ihrem eigenen Unwert überzeugt, man hätte sie sonst wohl kaum einfach fortgeworfen. Und die ständigen Krankheiten und Erkältungen bewiesen doch, dass mit ihr

etwas falsch war. Als sie mit dem Keuchhusten krank gelegen war, hatte sie sich zum ersten Mal ein wenig besonders gefühlt, aber sie konnte ja nicht wieder so hohes Fieber bekommen, nur um etwas wert zu sein.

Schwester Immacolata war sehr froh, dass Nina wieder gesund war, pünktlich zur Besichtigung in drei Wochen. »Versuch zu essen«, riet sie ihr, »du musst doch einen guten Eindruck machen.«

Einen guten Eindruck wofür? Nina gab sich Mühe, die Suppe hinunterzukriegen, aber ihr Magen war zu sehr geschrumpft, und schon nach wenigen Löffeln hatte sie das Gefühl zu platzen.

Am Samstag, dem zweiten Juni, wurden die Kinder früher als üblich zu Bett geschickt, denn am nächsten Tag mussten sie in aller Herrgottsfrühe aus den Federn.

An den Bettenden lagen die zu tragende Wäsche und die Kittel bereit, blendend weiß und gehörig gestärkt.

Die Nonnen waren aufgeregt und überschlugen sich mit guten Ratschlägen: tief und fest schlafen, um am Morgen auch frisch auszusehen, die Kleidung bloß nicht mit schmutzigen Händen anfassen und die Schuhe spiegelblank putzen. Und dass sie auch ja beteten, viele, viele Gebete an die Madonna.

Nina gehorchte misstrauisch. Sie legte die blütenreine Unterwäsche in die Kommodenschublade, legte den Kittel, der so steif war, dass er fast von selbst stand, über das Kopfende des Bettes und putzte sorgfältig ihre Schuhe. Diese hatte sie erst vor wenigen Wochen bekommen, doch sie waren schon alt und von unzähligen Mädchen vor ihr getragen. Ein wenig zu groß waren sie auch, aber sie würde schon hineinwachsen, hatte Schwester Brigida gesagt. Noch bevor das Licht gelöscht wurde, glitt Nina unter die Decke. Da sie beim Ave-Maria und dem Vaterunser immer ins Stocken geriet, wiederholte sie mehrmals den Akt der Reue.

Die Oberin sagte, das sei das wichtigste Gebet, und bestand darauf, dass auch die Kleinsten es lernten, denn alle würden in Sünde geboren und versündigten sich Tag für Tag, wieder und wieder, auch unbeabsichtigt. Es musste also jeden Abend vor dem Einschlafen aufgesagt werden, denn auf die Art würde Gott einem vergeben, wenn man im Schlaf sterben sollte.

Mein Gott, aus ganzem Herzen bereue ich alle meine Sünden,

Nina fürchtete, dass dieses Gebet gar nicht das richtige war. Es war doch die Madonna, die Gnade erweisen sollte, nicht Gott,

nicht nur wegen der gerechten Strafen, die ich dafür verdient habe, sondern vor allem, weil ich dich beleidigt habe, das höchste Gut,

aber schlussendlich gelangten ja sämtliche Gebete in den Himmel, und da wohnten die Madonna, Gott, Jesus und der Heilige Geist alle zusammen,

das würdig ist, über alles geliebt zu werden. Darum nehme ich mir vor, mithilfe deiner Gnade nicht mehr zu sündigen

ja, die Madonna würde das Gebet ganz bestimmt hören und Gnade erweisen,

und die Gelegenheiten zur Sünde zu meiden.

Aber Gnade wofür eigentlich? Warum war der nächste Tag so wichtig, dass er nach blütenweißer Unterwäsche und stocksteifen Kitteln verlangte?

Herr, vergib mir.

Nina hatte schon mehrere Besichtigungen miterlebt, doch ihre Erinnerung daran war unscharf. Bei der im letzten Jahr hatte sie gerade wieder eine Erkältung gehabt und irgendwann einen so schlimmen Hustenanfall bekommen, dass Schwester Immacolata sie hinausgebracht hatte.

Der Schlafsaal war erfüllt von Gebetsgemurmeln, wie an Weihnachten oder Ostern. Heute weinte niemand. Das leise Stimmengewirr hüllte alles in tiefen Frieden.

Nina stimmte einen weiteren Akt der Reue an, doch als sie versprach, die nächsten Gelegenheiten zur Sünde zu meiden, schlief sie ein.

Am nächsten Tag, dem dritten Juni, mussten die Kinder sich Hals und Ohren schrubben, bis ihre Haut brannte. Unter Zurufen und Händeklatschen der Nonnen, die sie zur Eile antrieben, liefen sie zum Frühstück. Kaum hatten sie die Milchsuppe hinuntergebracht, ging es zurück in die Schlafsäle, wo sie sogleich die gestärkten Kittel überzogen, die steif von ihren mageren Kinderleibern abstanden.

Nina hatte das Gefühl, in einem Karton zu stecken.

»Hier lohnt ja doch keine Fotografie«, murmelte Schwester Brigida, als sie an Nina vorbeiging.

»Man kann nie wissen.« Schwester Immacolata strich dem Mädchen eine widerspenstige Strähne hinter das Ohr. »Denk daran zu lächeln.«

Die Kinder wurden in den Speisesaal gebracht, wo man sie anwies – freundlich oder auch unter Zuhilfenahme einiger Backpfeifen –, sich stocksteif und mit angehaltenem Atem aufzustellen, dass Haar und Kleidung auch bloß nicht in Unordnung gerieten.

In einer Ecke wartete schon der Fotograf mit der Kamera um den Hals, auf der eine Art Trichter mit einem Lämpchen in der Mitte angebracht war. Neben ihm stand ein gepolsterter Ledersessel, in dem Waisen und Findelkinder dem Alter nach geordnet einzeln Platz nahmen. Die Nonnen nahmen die Kleinsten, die noch nicht laufen konnten, auf den Schoß.

Der Fotograf, Signor Piero, gab Anweisungen. »Sitz gerade. Nimm den Finger aus der Nase. Lächeln, etwas mehr, du machst ja ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter.«

Die Kinder aber sahen verängstigt ins Leere, niedergeschlagen und kläglich. Die Größeren, die diese Prozedur schon häufiger mitgemacht hatten, blickten angriffslustig aus zusammengekniffenen Augen, als säße hinter der Kamera ihr Feind.

»Ihr müsst ihnen auch beibringen zu lächeln, den armen Kleinen«, beschwerte sich Signor Piero bei den Nonnen. »Wer will denn ein Kind mit einer solchen Trauermiene?« Und er wurde immer verzagter, während er knipste, Blitze aus dem Trichter schossen und die Kinder geblendet und verschreckt die Augen aufrissen und erblassten.

Der Fotograf wurde begleitet von seinem Sohn Olmo, einem ernsten, schweigsamen Jungen, der dem Vater neue Blitzlichtbirnen und Filme reichte. Er musste um die sieben, acht Jahre alt sein und trug den Kopf stets gesenkt, als würden die Waisenhauskinder ihn in Verlegenheit bringen. Ein einziges Mal sah er auf, warf einen mitleidigen Blick auf den Ledersessel und seufzte, und das war, als Nina sich hineinsetzte. Er musterte sie, bis es blitzte, dann ließ er beschämt wieder den Kopf hängen.

Nina hingegen betrachtete ihn ganz offen und neugierig, denn sie kannte sonst kein Kind, das einen Vater hatte, und zu Hause, da wartete vielleicht sogar eine Mutter auf ihn. Sie fragte sich, was an ihm so besonders war, da seine Eltern, im Gegensatz zu denen der Waisenhauskinder, ihn ja behalten und nicht in eine Drehlade gesteckt hatten. Er war ein ganz normaler Junge, weder hübsch noch hässlich, mit zwei Armen, zwei Beinen und glattem braunem Haar, das er zu einem Seitenscheitel gekämmt trug. Seine großen nussbraunen Augen waren von langen Wimpern eingerahmt. Vielleicht lag es daran, dass er so artig war, schweigsam und ruhig.

Nachdem alle Fotos gemacht waren, wurden die Kinder zurück in die Schlafsäle gebracht und durften sich nun endlich wieder das Haar verstrubbeln. Die Nonnen verlangten die ge-

stärkte Kleidung zurück, die am nächsten Sonntag zur Besichtigung wieder getragen werden sollte.

Als die Woche vorbei war, wurden die Kinder noch sorgfältiger gewaschen und zurechtgemacht und anschließend im Hof versammelt. Regnete es, fanden die Versammlungen im Speisesaal statt, aber an jenem Tag war es schön, so schön wie ein frühlingshafter Morgen nur sein kann für Kinder, die eigentlich barfuß in der Sonne hätten herumtollen wollen, anstatt stocksteif wie Zinnsoldaten in Kartonuniformen herumzustehen.

Die Besichtigung selbst war denkbar einfach. Die Besucherpaare zeigten auf dieses oder jenes Kind, und die Nonnen brachten es ihnen. Konnten die Kinder schon sprechen, wechselten sie mit dem Paar einige Worte, die kleineren wurden auf den Arm genommen und ein bisschen gewiegt.

Nina konnte sich vage erinnern, wie sie im letzten und vorletzten Jahr mit einigen Paaren gesprochen hatte. Sie hatten ihr eine Menge Fragen gestellt, auf die sie keine Antwort gewusst hatte, und weil sie so nervös gewesen war, hatte sie einen dieser Hustenanfälle bekommen, die sie fast entzweirissen.

Die Paare waren dann schnell weggegangen.

Kurz nach der Besichtigung, am Ende des Sommers, zog eine Handvoll Kinder nochmals die gestärkten Kittel über und verließ das Waisenhaus für immer.

Die Abreise der kleinen Kameraden war immer auf einen Feiertag gefallen. Es gab noch warme, duftende Kekse und dazu ein heißes, süßes Getränk, das mit kleinen, in Wasser gehängten Beutelchen zubereitet wurde, die die Nonnen in den obersten Küchenschränken aufbewahrten und *Tee* nannten. Die Kinder mussten über dieses Wort lachen und hatten sich sogleich einiges zurechtgereimt: *Willst du Tee? Ich doch nicht, nee! Tut dir was weh, dann trink einen Tee! Schreibt man Tee mit T?* Am Abend, nach der Messe, hatten sie zur Madonna

gebetet, damit sie die guten Familien, die die Kinder aufgenommen hatten, beschützte. Wenn sie schön brav waren, dann würden sie vielleicht im nächsten Jahr das gleiche Glück haben, denn der Herrgott belohnt den, der es verdient. Dann hatten sie Loblieder angestimmt und, von Zucker und Keksen übermütig, die Gebete aus vollem Halse gesungen. Ganz bestimmt konnte man sie bis ins Paradies hören. Der Tag war also ein ziemliches Vergnügen gewesen.

Olmo war es zu verdanken, dass Nina schließlich die Verbindung zwischen Fotos, Besichtigung und der Abreise einiger Kinder begriff: Die Paare suchten sich Kinder zum Mitnehmen aus.

Es war der zehnte Juni 1951, ein herrlicher Sonntag. Der Himmel eine spiegelblanke blaue Fläche, und die Sonne schien so strahlend, dass man ganz übermütig wurde. Am Tag zuvor hatten die größeren Kinder von den Nonnen angeleitet den Hof gefegt und hergerichtet, das Unkraut ausgerissen und den verführerisch duftenden Rosenstock von trockenen Zweigen befreit.

Signor Piero und Olmo waren als Erste gekommen. Der Mann trug wie immer die Kamera um den Hals, denn manchmal wollte einer der Besucher sich mit einem Kind zusammen ablichten lassen. Unter seinem Arm klemmte ein dickes Buch.

Da der schattige Bereich für die Besucher vorgesehen war, mussten die Kinder mit der prallen Sonne vorliebnehmen. Über den Kittelchen trugen sie die Wollumhänge, die sie bei den Feiertagsspaziergängen überzogen. Einige der größeren Kinder hatten gemurrt, doch die Oberin war hart geblieben. Die Umhänge seien aus feinem Stoff und machten etwas her. Außerdem fange der Sommer kalendarisch erst in zwei Wochen an, und überhaupt, was die Maulerei solle.

Im Hof hatte Schwester Assunta ein Auge auf die Kinder, dick und feist saß sie auf einem der drei Stühle, die im Schatten

postiert waren. Auf den anderen beiden saßen Schwester Brigida und Schwester Maria, die jede einen Säugling auf dem Arm trugen, die letzten Findlinge. Nachdem die Kleinen einige Monate bei einer Amme gewesen waren, hatte man sie nun, pünktlich zur Besichtigung, wieder ins Waisenhaus gebracht.

Dann kamen die ersten Besucher. Schwester Immacolata ging den Ankommenden entgegen und begleitete sie ins Büro der Oberin. Der Fotograf stieß mit dem dicken Buch unter dem Arm dazu.

Es war so heiß, dass alles klebte. Die Kleinsten fingen schon an zu quengeln. »Ich will Wasser«, jammerte einer.

»Später«, schnaubte Schwester Assunta, »sonst wird dein Kittel noch nass.«

»Aber ich hab so großen Durst.«

»Wenn du nicht sofort still bist, dann bekommst du erst heute Abend etwas zu trinken.«

Eine dicke Fliege brummte heran und setzte sich auf den Arm von Eleonora, einem Findelkind, mager wie ein Zwirnsfaden, mit rötlichem Haar und einem Gesicht voller Sommersprossen. Sie setzte zu einem Schlag an, doch die Fliege war schneller und flog zu den Jungen hinüber.

Carlo schlug wild nach ihr, und sofort feuerten einige der Kameraden rundherum ihn, andere die Fliege an.

»Wenn ihr nicht sofort aufhört, dann komme ich zu euch da rüber«, drohte Schwester Assunta. Sie war knallrot, und der Schweiß rann ihr über die Stirn.

Doch die Jungen beachtetten sie gar nicht, schrien weiter durcheinander und schlugen nach der Fliege, bis die Schwester schließlich herbeilief und Carlo einen Klaps in den Nacken versetzte, der im ganzen Hof widerhallte.

»Warum nur ich?«, fragte er entgeistert.

»Das wird dich lehren, ein schlechtes Beispiel abzugeben. Und halt still, sonst zerknittert dein Kittel.«

Während sie zu ihrem Stuhl zurückging, streckte Carlo die Zunge heraus. Die größeren Jungen brachen in Gelächter aus.

Die Nonne funkelte sie an. »Heute Abend werdet ihr schon sehen. Und du ganz besonders«, zischte sie.

»Is' mir doch egal, alte Hexe«, murmelte Carlo. Er war etwa zwölf Jahre alt und Waise, obgleich er noch schlechter als ein Findelkind behandelt wurde. »Wenn ich hier rauskomme, dann zahl ich dir alles heim.« Es war bloß ein Zischeln, aber doch so laut, dass die Kameraden es hören konnten. Schließlich war er der Rebellenanführer, und das wollte er bleiben.

Nina hatte unterdessen einen Streifen Schatten unter den Ästen einer Eiche entdeckt, die von der Straße über die Waisenhausmauern reichten. Das Haar der Kleinen war vollkommen durchnässt, und sie verspürte das starke Bedürfnis, sich den Kopf zu kratzen. Schrittchen für Schrittchen wagte sie sich vor in den kühlenden Schatten. Trotz der Hitze war sie noch immer ein wenig erkältet und hatte eine laufende Nase. Die Versuchung, sie einfach mit dem Kittelärmel abzuwischen, war groß, aber das würde Ärger geben.

Olmo drückte sich ebenfalls im Hof herum und beobachtete die Kinder heimlich. Da sah Nina, wie er sie zu sich winkte.

Sie zeigte auf sich. »Meinst du mich?«, flüsterte sie.

Er nickte und winkte sie nochmals hinüber.

Schwester Assunta hing schlaff mit geschlossenen Augen auf ihrem Stuhl, die anderen beiden Nonnen kümmerten sich um die Säuglinge in ihren Armen, doch Nina hatte trotzdem Angst. »Ich kann nicht«, wisperte sie. »Komm du.«

Der Junge tappte zu ihr herüber. Aus der Hosentasche zog er ein zusammengeknülltes Taschentuch. »Hier.«

»Was soll ich damit?«

»Dir die Nase putzen.«

Unsicher führte Nina die Hand an ihr Gesicht und fasste prompt in etwas Klebriges. Sie nahm das Tuch und wischte sich die Nase. Dann hielt sie es ihm wieder hin.

»Will ich nicht, du hast es doch dreckig gemacht.«

»Dann wasch ich es und geb's dir nächstes Mal wieder.«

»In Ordnung.« Er stand da und blickte umher, als läge ihm etwas auf der Seele. Er kam noch ein wenig näher, sie berührten sich nun fast. »Deshalb nehmen die dich nie.«

»Wer?«

»Die Familien.«

Was sollte das nun wieder? »Versteh ich nicht.«

»Niemand will dich, weil du immer eine Rotznase hast«, flüsterte er ihr ins Ohr. In dem dicken Buch seines Vaters waren die Fotografien aller Kinder eingeklebt, erklärte er leise. Vor der Besichtigung gingen die Familien zu der Oberin und blätterten durch das *Album*, so hieß das dicke Buch. Fanden sie ein Gesicht ansprechend, stellten sie Fragen: War dieses Kind artig, wusste man, wer die Eltern waren, wie stand es um seine Gesundheit? An Nina waren viele interessiert, denn ihre Augen waren groß, schwarz und wunderschön, der Vater sagte immer, sie lösten einen regelrechten Sog aus. Die Oberin berichtete dann, das Mädchen sei vielleicht ein wenig dickköpfig, aber brav, über seine Eltern wisse man leider nichts, denn es sei ein Findling, und da die Oberin nicht die Gutmütigkeit dieser Paare ausnutzen wollte, räumte sie ein, das Kind sei ein wenig kränklich, aber nicht weiter schlimm: Erkältungen, die Bronchien etwas schwach, solcherart. Und einige der Damen wollten sich dann trotz allem das Mädchen mit den schwarzen Augen aus der Nähe ansehen, vielleicht würde sie ja einen guten Eindruck machen.

Was ist denn das für eine Geschichte?, dachte Nina. »Und dann?«

»Dann sehen sie dich im Hof, und du ziehst eine Schnute, hast Husten und eine Rotznase.«

»Und woher weißt du das alles?«

»Mein Vater erzählt's mir. Zu Hause zeigt er mir das Album und erzählt mir alles haarklein.«

Nina hätte gerne noch mehr über diese Gespräche zwischen Vater und Sohn erfahren, aber eine dringendere Frage brannte ihr unter den Nägeln. »Was meinst du damit, dass sie mich nicht nehmen? Wofür?«

»Dich mit nach Hause nehmen.«

Obwohl sie leise sprachen, hatte Schwester Assunta die beiden gehört. »Nina! Sofort an deinen Platz zurück!«

Nina gehorchte, ein riesiges Durcheinander im Kopf. Dann war in dem dicken Buch also auch ein Foto von ihr. Mit Augen, die etwas auslösten. So ganz hatte sie das mit dem genommen werden noch nicht verstanden, aber sie bedauerte, bei den Besuchern einen schlechten Eindruck hinterlassen zu haben. Immerhin waren sie so nett gewesen, ins Waisenhaus zu kommen, hatten die Hitze im Hof ertragen, sich bemüht, den Kindern etwas abzugewinnen, ihnen Fragen gestellt. Und sie hatte eine Rotznase gehabt und ein langes Gesicht gezogen. Nun würde sie ihr Bestes geben. Sie putzte sich sorgfältig die Nase und wischte sich auch den Schweiß aus dem Gesicht.

Die Oberin kam aus der Tür, gefolgt von Signor Piero mit dem Album unter dem Arm und vier gut gekleideten Paaren. Schwester Immacolata bildete den Schluss.

Die Besucher wurden in die schattige Ecke mit den Stühlen geführt. Sie gaben ein wahrlich eindrucksvolles Bild ab. Am außergewöhnlichsten waren die Farben. Die Fremden waren nicht etwa in Schwarz und Weiß gekleidet wie die Nonnen oder in graue Kittelschürzen wie die Kinder. Nein, sie trugen blau gestreifte Krawatten, braune Jacken und der ein oder andere sogar ein rotes Einstecktuch. Die Frauen trugen Schuhe mit Absatz und grüne oder rosafarbene Tücher um den Hals.

Einige waren sogar im Gesicht bunt angemalt, die Augenlider blau und die Lippen kirschrot.

Nina war ganz bezaubert von einer der Frauen in einem ärmellosen, taillierten blauen Kleid mit Glockenrock. Sie trug einen gelblichen Hut und ein Täschchen von gleicher Farbe. Aufrecht und mit gekreuzten Fesseln saß sie da und lächelte, als spiele Festmusik in ihr drin.

Hinter ihr stand ein Mann in einem hellbraunen Anzug und einer gestreiften Krawatte auf einem blütenweißen Hemd. Auch er trug einen Hut, seiner war dunkelgrau. Er stand kerzengerade da, die Hände fest auf der Stuhllehne, als befürchtete er, jemand könne ihm die Frau wegnehmen. Bestimmt waren das Eheleute.

Dann fing die Besichtigung an.

Schwester Immacolata und Schwester Assunta teilten die Kinder in kleine Gruppen auf und hießen sie vor den Besuchern entlanglaufen. Signor Piero zeigte inzwischen das Fotoalbum. Manchmal tippten die Paare auf eine Seite und deuteten dann auf eines der Kinder, und die Oberin flüsterte einige Sätze.

Zum Schluss mussten die Kinder zurück in ihre Hofecke.

Die Sonne hatte den Höchststand erreicht und verbreitete eine Gluthitze, die Kleinsten jammerten, ihnen war heiß, sie hatten Durst und wollten in die Schlafsäle zurück. Nina nicht. Sie war gespannt wie nie zuvor, was nun folgen würde.

Kurz darauf wurden einige der Kinder nochmals aufgerufen. Zuerst gingen Schwester Brigida und Schwester Maria mit den Kleinsten, die noch in den Windeln steckten. Die Säuglinge wurden immer als Erste angesehen. Während sie von Arm zu Arm gereicht wurden, versuchte sich der ein oder andere an einem Schlafliedchen. Dann kamen die anderen Kinder dran, nach Alter geordnet. Mit den ihr eigenen scheuen Bewegungen und hochgezogenen Schultern lief Schwester Immacolata zwischen Kindern und Besuchern hin und her.

Das Erste war ein Waisenkindchen, das erst seit Kurzem laufen konnte, an der Hand der Nonne wankte es unsicher auf seinen Beinchen vorwärts.

Gleich darauf war die Reihe an Luigino, einem Findling von gerade einmal zwei Jahren, dessen blonde Locken aussahen wie die des Christkinds. Die Dame in dem blauen Kleid nahm ihn auf den Schoß, und der Kleine lachte ausgelassen mit seinem hin und her wackelnden blonden Köpfchen.

Nina hätte ihn am liebsten zu Boden geschubst.

Wie lässt sich ein inniger Wunsch ausdrücken, das brennende Bedürfnis, gesehen zu werden? Wie kann man schreien: *Ich bin auch da, sieh mich doch an, dreh den Kopf zu mir, warum, warum nur siehst du mich nicht?*

Nina wusste es nicht. In ihr herrschte ein brodelndes Durcheinander. Sie wollte schreien, sich toll gebärden, sodass die Dame den blonden Jungen absetzen, zu ihr laufen und fragen würde: Was ist los? Hast du Schmerzen? Wo tut es weh?

Ja, wo tat es weh? Vor allem in der Brust, und im Bauch, der ganz hart geworden war.

Die meisten Besucher waren schon gegangen, nur das Paar mit den Hüten war noch da. Nachdem sie den Kleinen wieder zu Schwester Immacolata gebracht hatten, hakten sie sich unter und liefen zum Ausgang.

Auf halbem Weg blieb die Frau stehen, wand ihren Arm aus dem des Mannes und lief rasch zur Oberin. Bei jedem Schritt schwang ihr Rock und sah aus wie eine Blume, über die der Wind streicht.

Sie ließ sich das Buch von Signor Piero geben, legte ihren Finger auf eine Seite und sprach zur Oberin. Dann winkte sie ihren Mann herbei.

Schwester Immacolata lief zu den Kindern, durchschritt die ersten Reihen der Kleinsten und blieb lächelnd vor Nina stehen. »Komm, die Signori wollen dich kennenlernen.«

Wie auf Wolken ging Nina zu ihnen hinüber, das Herz schlug ihr bis zum Hals.

Von Nahem war die Frau sogar noch schöner. Sie trug eine Kette aus orangefarbenen Steinchen, passend zu ihrem Armband, und in einer Hand hielt sie ein Paar Lederhandschuhe, auch diese orangefarben.

»Wie heißt du?«

Das war eine einfache Frage, und doch gelang es Nina nicht, ihren Namen auszusprechen. Kein Ton drang aus ihrer Kehle.

»Antworte der Signora«, forderte Schwester Immacolata sie auf.

Nina atmete stoßweise, so aufgewühlt war sie.

Die Frau ging um sie herum und betrachtete sie aufmerksam. »Sie ist mager und ausgezehrt, wie auf dem Foto.«

»Sie isst sehr wenig«, erklärte die Oberin.

»Verstehe.« Die Frau kniete sich vor Nina hin. »Aber ihre Augen sind wirklich schön.« Auch die Augen der Frau waren das, groß und blau, wie ihr Kleid, wie ein morgendlicher Frühlingshimmel. »Na, verrätst du mir deinen Namen?«

Warum brachte Nina keinen Laut hervor? Sie versuchte es wieder und wieder, nahm tiefe Atemzüge, doch der Name blieb ihr in der Kehle stecken.

»Nina«, antwortete schließlich Schwester Immacolata für sie.

»Ein schöner Name«, stellte die Signora fest. Sie warf ihrem Mann einen Blick zu. »Er passt zu ihr, oder?«

Der Mann nickte lächelnd.

»Und wie alt bist du?«

Zum Glück konnte Nina diese Frage beantworten, ohne sprechen zu müssen. Sie zog den Daumen ein, streckte die anderen Finger in die Höhe und fuhr mit der Hand durch die Luft.

»Viereinhalb! Dann gehst du ja noch nicht in die Schule.«

Heftig schüttelte Nina den Kopf. Die Bewegung bescherte ihr einen kurzen Hustenreiz, doch sie schluckte rasch und konnte ihn unterdrücken.

»Ich könnte dir schon mal das Lesen beibringen.« Die Vorstellung schien der Frau Freude zu bereiten.

»Sie ist sehr aufgeweckt«, bestätigte Schwester Immacolata.

»Gut.« Die Frau führte eine Hand zu Ninas Gesicht.

Automatisch schloss Nina die Augen, denn normalerweise folgte auf diese Bewegung ein Schlag. Doch die Finger der Frau berührten nur sanft Ninas Wange. Es war, als hätte sie niemals zuvor eine Berührung erfahren. In dieser Geste steckte eine besondere Sanftmut, die nichts zu tun hatte mit den Berührungen der harschen Nonnenhände, wenn die ihr beim Anziehen oder Waschen halfen, nicht mal die Liebkosungen von Schwester Immacolata glichen ihr. Die Hand der Frau duftete süß nach einer Blumenwiese, und ihre Haut war weicher als ein Kissen.

Trotz der Hitze und ihrem vollkommen schweißnassen Rücken erschauerte Nina unter ihrem Umhang. Ihr war zum Heulen zumute, dabei war sie noch nie so glücklich gewesen.

Da fing es in ihrer Nase an zu kribbeln. Ein regelrechter Niesanfall brach los und brachte den zuvor unterdrückten Husten gleich mit. Sie erinnerte sich an das Taschentuch von Olmo in ihrer Kitteltasche und versuchte, den Fluss aufzuhalten. Doch für das, was da aus Nase und Kehle hervorströmte, hätte es ein ganzes Laken gebraucht.

Die Frau machte einen Satz zurück. »Was hat sie denn?«

»Sie hatte vor Kurzem Keuchhusten«, erklärte die Oberin. »Und das ganze Jahr über schon häufig Fieber und Schnupfen.«

»Ach was«, mischte sich da Schwester Immacolata ein, während sie Nina half, das Gesicht wieder zu trocknen, und ihr auf den Rücken klappte, damit sie besser Luft bekam. »Sie ist

wieder gesund. Das sind doch nur vorübergehende Erkältungen.«

»Wir müssen diesen lieben Leuten schon die Wahrheit sagen«, ergriff die Oberin wieder das Wort. Dann wandte sie sich an das Paar. »Nina ist bei schlechter Gesundheit. Bei Findelkindern kommt das oft vor. Die Muttermilch fehlt ihnen, und die braucht es für eine stabile Konstitution. Wir tun, was wir können. Mit Gottes Hilfe.« Und seufzend hob sie den Blick gen Himmel.

»Wie schade«, murmelte die Signora und drückte den Arm des Mannes. »Wirklich sehr schade.«

Im Laufe des Sommers lernte Nina ein neues Gefühl kennen.

Hätte es ihr nicht an Worten gefehlt, würde sie es *Hoffnung* genannt haben, doch in ihrem eingeschränkten Wortschatz war es ein verzweifelt Ausschauhalten nach der Signora im Glockenrock, während sie mit hängenden Schultern am Fenster stand.

Das neue Gefühl überkam sie jedes Mal, wenn das Tor aufging. Meistens fuhren aber nur Karren mit Mehlsäcken beladen herein, mit Kartoffeln, Kichererbsen, Rüben, Eierkartons, Käselaiiben, Stoffrollen und sonst allem, was die zehn Nonnen und fünfzig Kinder brauchten. Nur selten sah man ein neues Gesicht, und das der Frau mit dem Hut tauchte gar nicht auf.

Nina hatte niemandem erzählt, was sie von Olmo wusste, doch sie dachte jede Nacht daran, wenn das Schluchzen der Waisen sie wach hielt. Die ganze Zurechtmacherei, das Bürsten und Waschen hatten ein Ziel, und das war, den Besuchern zu gefallen.

Sie hatte nie eine Verbindung hergestellt zwischen den Versammlungen im Hof und dem Weggang einiger Kinder zum Sommerende, der Kinder, die ausgesucht worden waren. Nina hatte immer geglaubt, dass die Kameraden in ein anderes Heim kämen, wo sie das gleiche Leben erwartete wie zuvor. Aber was Olmo erzählt hatte, deutete ja darauf hin, dass sie von da an in den kleinen Häusern leben würden, zusammen mit den Paaren von der Besichtigung.

Die Signora im blauen Kleid hatte gesehen, dass Nina wirklich so mager war wie auf dem Foto. Der Grund dafür, hatte die

Oberin erklärt, sei der geringe Appetit des Kindes, das esse wie ein Spatz. Außerdem habe es keine Muttermilch bekommen, was jedes Kind brauche. Aber Milch trank sie doch fast jeden Morgen, warum wurde sie nicht kräftiger? Und warum war das nur bei den Findelkindern so und nicht bei Waisen? Was hatten die Waisenkinder, das den Findlingen fehlte?

Da eine zarte Konstitution für die Erwachsenen ein Problem darzustellen schien, zwang Nina sich zu essen. Den ganzen Sommer über würgte sie alles Mögliche hinunter und beobachtete viele Stunden das Waisenhaustor. Manchmal legte sie die Hand auf die Stelle, an der die blonde Frau sie berührt hatte, und dann war ihr, als könnte sie die duftenden Finger immer noch spüren.

Im September wurden die Tage kürzer und die Schatten länger. Der sechzehnte, das Fest der Madonna del Monte, Patronin der Stadt, fiel auf einen Sonntag. Nachdem die Kinder den Rosenkranz gebetet und die Loblieder auf die Jungfrau Maria gesungen hatten, wurden sie am Nachmittag zum Spielen in den Hof geschickt. Die Sonne schien, und von den nahen Bergen wehte ein zartes laues Lüftchen. Den ganzen Sommer über war Nina einigermaßen gesund gewesen. Wärme und zusätzliche Kost hatten den Zustand ihrer Bronchien etwas verbessert, doch die Nonnen verboten ihr noch anstrengende Spiele wie Hüpfekästchen, Seilspringen oder Verstecken, das sie besonders mochte. Sie durfte nur Spiele spielen, bei denen man still stand, wie Die schönen Statuen, bei dem die Kinder eine starre Haltung einnehmen mussten.

Nun saß Nina im Schatten der Eiche mit Marianna, einem Mädchen, das ebenso mager war wie sie und dem vor wenigen Tagen die Schneidezähne ausgefallen waren. Das schwarze Loch, das sich beim Lachen in ihrem Mund auftat, war beeindruckend. Die beiden Mädchen spielten mit einem Stück zusammengeknoteter Schnur, die sie sich um die Finger schlan-

gen und gegenseitig abnahmen, wobei die Schnur immer neue Formen annahm. Nina nahm das Band mit Daumen und kleinen Fingern auf und formte so eine wunderschöne Blume.

Da klingelte es am Tor. Schwester Brigida ging öffnen und kehrte von einem Paar gefolgt zurück.

Nina erkannte die beiden sofort, obgleich sie ganz anders gekleidet waren als bei der Besichtigung. Die Frau trug ein enges Kleid mit orangefarbenen Rauten, ein braunes Jäckchen fiel über ihre Schultern. Der Mann hatte einen beigen Anzug an, der Hut war von gleicher Farbe. Die Frau war ohne Hut und folgte der Nonne mit tänzelndem Schritt, weil in ihr drin doch Musik spielte.

»Du bist dran«, sagte Marianna und hob die von der Schnur umwickelten Hände.

Die drei verschwanden im Gebäude.

Plötzlich stand alles still: die Luft, die Blätter an den Bäumen, die Schwalben am Himmel. Nur das angelehnte Tor schwang von einem geheimnisvollen Wind angestoßen vor und zurück, als würde es Nina zuzwinkern. Auch die kleineren Kinder, die nur wenige Schritte entfernt mit Murmeln spielten, hielten inne.

»Was ist?« Erneut hielt Marianna ihr die Hände entgegen.

Doch Nina war das Spiel auf einmal egal, sie hatte nur noch Augen für das schwankende Tor, hinter dem die Frau mit der Musik innen drin war. »Hab keine Lust mehr.«

»Komm, nur noch ein bisschen.«

Seufzend gab Nina nach. Mittlerweile war die Schnur nur noch ein wirres Geflecht, und sie wusste kaum, wo sie mit den Fingern ansetzen sollte. Sie nahm die Schnur auf und zog das Gespinst auseinander: Etwas Spinnenartiges kam dabei heraus.

Vergnügt lachte Marianna ihr zahnloses Lachen und entdeckte in dem unförmigen Knäuel allerhand: fantastische Vögel oder die Gesichtszüge einer der Nonnen.

»Guck mal, sieht aus wie die Oberin!«

Der Wind frischte wieder auf.

Nina wandte sich ruckartig dem Tor zu.

Schwester Brigida kam mit raschen Schritten heraus. Fröhlich kam sie direkt auf die beiden Mädchen zu.

Je näher die Nonne kam, umso höher schlug Ninas Herz. Die Schwester blickte zu ihr, kein Zweifel. Nina warf die verknäulte Schnur zu Boden, sprang mit erhobenen Armen auf, um sich gleich zu dem eleganten Paar tragen zu lassen.

Schwester Brigida klatschte aufmunternd in die Hände. »Na los, sie warten schon auf dich!«, rief sie. Als die Nonne eine Handbreit von Nina entfernt war, schwenkte sie ihre breiten Hüften und lief an ihr vorbei. Dann beugte sie sich hinunter zu der Gruppe der Kleinen mit den Murmeln. Sie hob das Findelkind mit den goldenen Locken hoch und drückte es an sich. »Du hast eine Mamma und einen Papà gefunden. Freust du dich?«

Doch Luigino freute sich kein bisschen. Strampelnd versuchte er, sich aus den Armen der Nonne zu befreien, und streckte die Ärmchen nach seinen Kameraden aus, die mit ihren Murmeln am Boden hockten. »Nein! Neeeeein!«, schrie er. Er weinte den ganzen Weg über den Hof. Als er durch das Tor getragen wurde, schrie er noch immer.

»Was hast du denn gemacht?« Marianna hob die Schnur auf und hielt sie Nina verärgert vor die Nase. »Du hast aufgegeben, also hab ich gewonnen.« Zufrieden steckte sie das Knäul in ihre Kitteltasche und streckte Nina die Zunge heraus.

Das schwarze Loch zwischen ihren Zähnen war noch größer geworden, beängstigend groß.

Kann ein Mensch vermissen, was er nie gehabt hat? Ja, aber das wusste Nina noch nicht.

Sie war in den Schlafsaal gelaufen und stand am Fenster, das auf den Hof ging: ein steinernes Quadrat, umgeben von schmalen Grasstreifen und vertrockneten Rosenstöcken. Von drei Seiten umstand das hufeisenförmige Waisenhaus den Hof, an der vierten Seite eine Mauer. Kurz darauf kamen die Frau in dem Rautenkleid und der Mann mit dem beigen Anzug heraus, Luigino an den Händen zwischen ihnen.

Das Kind ließ den Kopf hängen; sein Goldhaar leuchtend in der Sonne, schlurfte es unwillig vorwärts, als würde ihm das alles überhaupt nicht passen.

Schwester Brigida rief vom Flur zu Tee und Gebäck in den Speisesaal.

Nina wollte keine Kekse, sie wollte überhaupt nichts. Sie beobachtete das vom Fenster eingerahmte Dachstück des gegenüberliegenden Flügels. Die Schwalben kreisten nicht mehr über den Schornsteinen, und seitdem das Paar das Waisenhaus verlassen hatte, war auch das Himmelsblau verblichen.

Ob irgendwo jenseits des Tors, unter diesem Blassblau wohl ihre Mutter lebte? Sie versuchte, sie sich vorzustellen: vornehm wie die Frau, die Luigino mitgenommen hatte, mit dem gleichen Rautenkleid und dem über die Schultern geworfenen Jäckchen. In einer Hand die Untertasse, in der anderen den Kaffee, den sie in kleinen Schlucken trank. Doch ein Gesicht dazu konnte Nina sich nicht ausmalen.

Sie wollte sich verkriechen und schlüpfte unter das Bett.

Warum war sie nicht genommen worden? Was war falsch an ihr? Die Frau hatte sie doch von Nahem betrachten wollen, ihr über die Wange gestrichen und ihre schönen Augen gerührt.

Es wäre besser gewesen, wenn Olmo nichts über das Album und das eigentliche Ziel der Besichtigungen gesagt hätte. Es war gut, dass die Nonnen die Kinder wuschen und kämmten, ohne zu sagen warum, und auch den Weggang der Kinder nicht erklärten, sondern den Dagebliebenen eine süße Erfrischung auf-tischten, damit sie diesen Tag in schöner Erinnerung behalten würden, ohne den Eindruck, übrig geblieben zu sein.

Aber in Ninas kleinem Kopf hatte sich nun das Gefühl der Ablehnung breitgemacht, wenn auch wirr und unbestimmt. Sie war nicht nur als Säugling in der Drehlade abgelegt worden, auch als größeres Kind wollte sie niemand haben.

Da schwebte ein süßer Duft in ihr Versteck.

»Nina?« Das war Schwester Immacolata. Unter dem Bett konnte Nina den Saum des Habits mit den schwarzen Sandalen darunter sehen. Bei jedem Schritt klimperte der große Schlüsselbund an ihrer Taille. Vor dem Fenster blieb sie stehen. »Nina, wo bist du?« Sie hielt kurz inne und ging dann zur Tür zurück.

Die angehaltene Luft kitzelte Nina so im Rachen, dass sie ein Husten nicht unterdrücken konnte.

Das weiß eingerahmte Gesicht der Nonne erschien unter der Matratze. »Was tust du denn hier?«

Aber Nina antwortete nicht und verbarg das Gesicht hinter den angezogenen Knien.

»Na komm schon raus da, der Boden ist doch kalt.«

»Ist mir egal.«

»Nachher wirst du wieder krank.«

Und wenn schon? Dann würde sie wenigstens jemandem auffallen.

»Wenn du nicht rauskommst, komme ich eben zu dir.« Und Schwester Immacolata kroch unter das Bett.

Nina hob den Kopf. Das konnte sie kaum glauben. Und doch war die Nonne hier unten und lächelte sie an.

»Bist du traurig?«

Nina nickte.

»Warum denn?«

Sofort versteckte Nina das Gesicht wieder hinter den angezogenen Knien.

»Bist du traurig, weil Luigino weggegangen ist?«

»Nein.«

»Was ist es dann?«

Es war etwas sehr Schweres, das auf ihrem Magen lag und ihr die Luft nahm, doch sie wusste weder, wie sie das hätte sagen können, noch, woher es rührte.

»Wärst du gerne mit diesen Signori weggegangen?«

Nina versuchte sich vorzustellen, wie sie das Waisenhaus verließ, aber es gelang ihr nicht. Sie gehörte nicht zu den Waisenkindern, für die es ein Vorher und ein Nachher gab. Das Waisenhaus war ihre ganze Welt, ihr einziger Horizont. Lieber hätte sie gewollt, dass die Signora mit dem tänzelnden Gang, die ihr mit einer einzigen Bewegung das Gefühl gegeben hatte, besonders zu sein, dort einziehen würde. »Warum will mich keiner haben?«

Die junge Nonne drückte sie an sich. »Mein armes Kindchen.« Sie zog Nina unter dem Bett hervor und setzte sie darauf. »Sieh mal, was ich dir mitgebracht habe.« Auf der Kommode standen eine Tasse Tee und Kekse. »Möchtest du? Das sind Bocconotti, zur Feier der Stadtpatronin.«

»Nein.« Ninas Magen war so verkrampt, dass sie niemals etwas hätte hinunterbringen können.

»Nicht alle Kinder können mitgenommen werden. Vielleicht bist du beim nächsten Mal dran.«

»Wenn ich nicht mehr so kränklich bin?«

Schwester Immacolata fuhr sich mit der Hand über die geröteten Augen. »Ja, vielleicht.«

Nina wusste, sie musste essen, das war die einzige Lösung. Sie nahm einen Bocconotto. Trotz des süßen Dufts schmeckte er nach nichts. Auch die Traubenmarmelade im Inneren war einfach nur klebrig. Langsam kaute sie und schluckte alles mit dem kalt gewordenen Tee hinunter.

»Die anderen Schwestern und ich wollen dich haben. Reicht dir das erst mal?«, fragte die Nonne betrübt, als wäre dies alles für sie schlimmer als für das Mädchen.

Nina hatte Mitleid mit ihr. Sie stellte den Tee ab und nahm eine Hand der Schwester zwischen ihre. Dann führte sie sie an ihr Gesicht, dorthin, wo die Signora in dem blauen Kleid sie berührt hatte. Aber das war nicht dasselbe, nein. Vielleicht weil sich die Nonne um so viele kümmern musste und die Berührung bei der Menge an Kindern die Kraft verlor. Nina wollte eine Hand ganz für sich, eine, die ihr das Gefühl gab, einzigartig zu sein. Aber Schwester Immacolata war so niedergeschlagen, dass Nina sie trösten wollte.

»Ja, das reicht mir.«